



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

Prinzeßchen.

Novelle von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ach nein,“ stimmte sie mit einem drolligen Seufzer zu. „Das ist nun wohl ein für allemal vorbei. Aber es ist schade, denn eigentlich geschieht damit ja niemand etwas zuleide.“

Diethelm fühlte, daß er nicht lange mehr würde an sich halten können. Sein Blut war bis zum Sieden erhitzt und für irgend ein gleichgültiges Gespräch war er ganz und gar untauglich geworden. Darum nahm er kurzen Abschied zur sichtlichen Befriedigung des Fräulein Rudloff, das ihm höflich bis auf den Gang hinaus das Geleit gab. — „Das Leben wird noch viel an ihr zu erziehen haben,“ sagte sie da. „Gebe Gott, daß es geschieht, ehe sie in die unrechten Hände fällt.“ — Das aber war Rudolf Diethelm doch zu viel. — „Ja, um des Himmels willen, haben Sie denn gar kein Empfinden dafür, wie reizend wie bezaubernd das alles ist? Und wollen Sie etwa darauf ausgehen, diese holde Kindlichkeit in ihr zu töten?“ — „Wenn es nur Kindlichkeit ist, wird sie wahrlich gut daran tun, sich ihrer zu entwöhnen. Das mag gut sein für ein von sorglichen Elternaugen behütetes Püppchen, aber nicht für ein alleinstehendes Mädchen, das sich bei fremden Leuten sein Brot verdienen soll. Sie sehen es eben nur mit den Augen des Mannes, und gerade weil auch andere es so ansehen könnten, andere, die weniger gewissenhaft sind wie Sie, muß sie es unterdrücken.“

„Arme Kleinel!“ dachte er, während er heimwärts schritt.

„Sie wollen Dir den Schmetterlingsstaub von den Flügeln streifen. Aber, bei Gott, ich will dafür sorgen, daß es nicht allzu schnell und nicht allzu raub geschieht.“

Er setzte sich an den Schreibtisch und nahm den angefangenen Brief an Elfriede Herders wieder vor. Aber er kam damit jetzt noch weniger vom Fleck als am Vormittag.

Er begab sich zur Ruhe, ohne daß er zuvor den Ausdruck seiner Teilnahme zu Papier gebracht hätte und noch in seinen Träumen umgaukelte ihn das Bild der reizenden Sängerin.



Oesterreichische Proviantkolonne passiert Dubno.

Mit jener zielbewußten Energie, die sie an alles setzte, was sie einmal in die Hand genommen, hatte Fräulein Rudloff die Angelegenheiten ihres Schütlings zu regeln verstanden. Sie hatte an Marthas Oheim einen Brief geschrieben, der ihm keinen Zweifel darüber lassen konnte, daß seine Nichte eine sehr resolute Freundin gefunden habe, und die Antwort war ganz nach ihren Wünschen ausgefallen. Der würdige Mann

teilte ihr mit, daß er mit seiner jungen Verwandten, nachdem sie sich eigenmächtig seinem Schutz entzogen, nichts mehr zu schaffen haben wolle und daß er bitten müsse, ihn mit ihren Angelegenheiten künftig ganz und gar zu verschonen. Irgend welches Vermögen oder anderer Besitz, über den er Rechenschaft abzulegen habe, sei nicht vorhanden, und die wenigen Gabseligkeiten, die sie im übrigen samt und sonders seiner Güte

verdanke, werde er ihr auf dem schnellsten Wege zusenden. Der Korb mit Wäsche und Kleidungsstücken war denn auch nach einigen Tagen angekommen, und Fräulein Rudloff hatte bei einer Durchmusterung dieser beweglichen Gabe erklärt, das sei zum größten Teil für Berlin nicht zu gebrauchen. Es sei alles viel zu bunt und zu flitterhaft, und sie müsse darauf be-



Die drei Söhne des Herzogs Albrecht von Württemberg im Gespräch mit einem Offizier auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

dacht sein, sich mit einer Einfachheit zu kleiden, die keinen Zweifel an dem Ernst ihrer Vorsätze aufkommen lasse. Ohne eine Miene zu verziehen, mit ernstem, verständigem Gesichtchen hatte ihr Martha zugehört und sie hatte nicht die geringsten Einwendungen dagegen erhoben, als die alte Gauschneiderin, die seit fünfzehn Jahren Fräulein Rudloffs von keiner Modelaune beeinflusste Toiletten anfertigte, berufen worden war, ihr ein Straßenkleidchen nach dem von ihrer mütterlichen Freundin ausgewählten Muster anzufertigen. Nur ganz heimlich hatte sie sich ein paarmal in Fräulein Billmanns Nähstube gestohlen, um sie mit allerlei Schmeicheleien, denen die Schneiderin unmöglich widerstehen konnte, zur Anbringung von diesem oder jenem Aufputz zu bestimmen, und da sich alles in sehr bescheidenen Grenzen hielt, hatte Fräulein Rudloff ein Auge zugedrückt und getan, als ob sie nichts merke. Wie dann aber das Kleid fertig war und Martha sich darin zum ersten Male vor dem Spiegel drehte, hatte sie doch den Kopf geschüttelt. Es half nichts. Dies schlankes Mädchen hätte ein Ronnengewand anziehen können, sie würde darin doch so lieblich und verführerisch ausgesehen haben, daß niemand so recht an die ernsten und feierlichen Vorsätze des entzückenden Persönchens geglaubt hätte, das darin steckte.

Um so strenger hielt sie nun auf die Durchführung des mit Marthas Zustimmung aufgestellten Studienprogramms. Sie

duldete nicht, daß ihre Schutzbefohlene auch nur eine einzige Lehrstunde versäume und ließ sich unter allerlei Vorwänden beinahe täglich ihre Hefte zeigen. Es ergab sich, daß Martha bisher überhaupt recht wenig gelernt hatte und in vielen Dingen von einer geradezu erstaunlichen Unwissenheit war. Sie selber gestand das lachend zu, und es war offenkundig, daß sie sich rechtlichaffene Mühe gab, die flassenden Lücken ihrer Bildung auszufüllen.

Niemand hatte daran größere Freude als Rudolf Diethelm, der mehr und mehr alle seine gesellschaftlichen Beziehungen vernachlässigte, nur um allabendlich ein Stündchen an Fräulein Rudloffs Teetische zubringen zu können. Denn von niemanden ließ Martha sich lieber belehren, als von ihm, für den sie immer eine Unmenge Fragen in Bereitschaft hatte, Fragen von einer entzückenden Naivität, aus der doch überall ein ungewöhnlich scharfer Verstand und eine bewunderungswürdige Sicherheit in der Beurteilung aller realen Dinge hervorblitzte. Sie wußte natürlich längst, daß er Schriftsteller sei, und sie hatte ihn mit Bitten bestürmt, ihr seine Bücher zu bringen. In einer einzigen Nacht hatte sie alles gelesen und war am nächsten Tage ganz verträumt und verklärt gewesen, so daß ihm noch nie eine Anerkennung so wohl getan hatte, wie ihre ersichtlich aus dem innersten Herzen kommende Versicherung, daß sie niemals etwas Schöneres gelesen habe.

Einen vertraulicheren Charakter aber hatte trotz alledem ihr Verhältnis nicht angenommen. Dank der Fürsorge des allgegenwärtigen Fräulein Rudloff, die mit Argusaugen jedes Wort und jede Bewegung überwachte, war eigentlich noch alles wie am ersten Tage. Noch nicht fünf Minuten unge störten Alleinseins hatte sie ihnen in diesen drei Wochen vergönnt, und sobald die Zeiger der Uhr auf halb zehn wiesen, machte sie so deutliche Anspielungen auf die Notwendigkeit rechtzeitigen Zubettgehens, daß sich Rudolf Diethelm wohl oder übel zum Aufbruch entschließen mußte.

Eines Tages aber wurde Martha feiner anständig, als sie um die Mittagszeit die Handelsschule verließ, und sie setzte offenbar nicht den geringsten Zweifel in die Wahrhaftigkeit seiner Versicherung, daß sein Weg rein zufällig da vorübergeführt habe. Fröhlich plaudernd gingen sie zusammen durch ein paar Straßen, und erst als sie in der Nähe des Rudloffschen Pensionats gekommen waren, nahm ihr Gespräch eine etwas ernstere Wendung.

Diethelm wollte wissen, ob sie mit der Veränderung in ihrem Schicksal zufrieden sei, und es war ihm, als sei bei dieser Frage ein leichter Schatten über ihr eben noch in sorgloser Heiterkeit strahlendes Antlitz geglitten.



Eine Straßensperre auf dem Dolomitenpaß.

Sie antwortete nicht gleich, und es klang eigentümlich unsicher, als sie endlich sagte: „Gewiß, ich habe mich doch über nichts zu beklagen. Fräulein Rudloff ist so gut gegen mich, daß es mich manchmal geradezu beschämt. Und daß ich Ge-

legenheit habe, etwas zu lernen, ist für mich doch auch ein großes Glück."

"Aber macht es Ihnen auch Vergnügen? Sind Sie dieser unaufhörlichen Arbeit noch nicht überdrüssig geworden?"

Da lachte sie wieder.

"O, ich werde mich wohl hüten, Ihnen darauf zu antworten, auf die Gefahr hin, mich um Ihre gute Meinung zu bringen."

"Um meine gute Meinung? Glauben Sie wirklich, Fräulein Martha, daß die von dem Eifer abhängig ist, mit dem Sie sich ihren langweiligen Studien hingeben?"

Zweifelnd sah sie ihn an, mit jenem eigentümlichen verärgerten Aufsehen der Augen, das ihn jedesmal toll machte vor Entzücken.

"Wollen Sie mich vielleicht aufs Glatteis führen, Herr Doktor? Als wenn ich nicht recht gut wüßte, daß Sie in dieser Hinsicht ganz und gar eines Sinnes sind mit Fräulein Rudloff! Und da es zu meinem Besten ist, bin ich Ihnen ja auch sehr dankbar dafür. Es war doch schließlich die einzige Art, wie Sie mir etwas Gutes erweisen konnten."

"Nun, es ließe sich vielleicht auch noch eine andere denken," fuhr er ihm unvorsichtig heraus. Und erst der neugierig fragende Blick, mit dem sie zu ihm auf sah, brachte ihm seine Ungeheuerlichkeit zum Bewußtsein.

"Noch eine andere? Ja, welche denn?"

Wenn er ihr jetzt von seiner unsinnigen Liebe gesprochen hätte, würde sie seiner Ueberzeugung nach sofort alles Vertrauen zu ihm verloren haben, und so bemühte er sich nach Kräften, ein recht unbefangenes und gleichgültiges Gesicht zu machen, während er erwiderte: "Nun, ich meine — wenn irgend eine andere Tätigkeit Ihnen besser zugesagt hätte — vielleicht eine Beschäftigung auf kunstgewerblichem Gebiet oder dergleichen —"

Mit sichtlich enttäuschter Miene schüttelte sie den Kopf.

"Ach nein, dafür habe ich noch weniger Talent, und das Lernen dauert möglicherweise noch länger. Da ist es schon besser, ich bleibe bei dem, was ich einmal angefangen habe, bis —"

"Bis —?"

"Bis ich 'bis' gesagt? Das ist mir wohl nur so herausgefahren, ohne daß ich mir dabei etwas gedacht hätte. Also noch einmal: ich bin sehr zufrieden, und ich will nur wünschen, daß auch Sie und Fräulein Rudloff mit mir zufrieden sind. Manchmal will es mir beinahe vorkommen, als wäre das nicht mehr so recht der Fall."

Diethelm versicherte sie natürlich mit großem Eifer des Gegenteils und sie ließ sich denn auch sehr bald beruhigen.

An der Ecke der Straße nahmen sie Abschied voneinander, denn Martha war stehen geblieben, als hielte sie es für ganz selbstverständlich, daß Fräulein Rudloff nichts von diesem geheimen Heimweg bemerken solle. Aber als sie ihm die Hand reichte, dankte sie ihm ausdrücklich für seine Begleitung.

"Nun haben Sie gewiß meiner wegen einen großen Umweg gemacht. Aber es ist so angenehm, nicht allein gehen zu müssen. Es ist sonst immer eine wahre Wüstenreise für mich, heute aber ist mir's, als wären es nur ein paar Schritte gewesen."

Er hätte nicht bis zur Klarheit in sie verliebt sein müssen, wenn ihm solche Worte nicht wie eitel Musik ins Ohr geklungen wären und wenn er aus ihnen nicht zugleich eine beglückende Ermächtigung herausgehört hätte, von der Gebrauch zu machen er natürlich auf der Stelle entschlossen war.

Am Abend in Fräulein Rudloffs Gegenwart war von ihrer mittägigen Begegnung mit keiner Silbe die Rede. Aber einmal, hinter dem Rücken der würdigen Dame, lächelte Martha ihm so verschmitzt zu, daß er die Gewißheit hatte, das harmlose Geheimnis bereite auch ihr großes Vergnügen, und daß es ihm war, als bestände nun mit einigemal ein ganz anderes Verhältnis zwischen ihnen als bisher.

An diesem Abend hat er sie auch, doch wieder etwas zu fingen, aber sie lehnte mit aller Bestimmtheit ab.

"Erstens belästigt es Fräulein Rudloffs Pensionäre," sagte sie, "und dann bin ich auch nicht in der richtigen Stimmung. Ohne das aber wird es nur ein scheußliches Gefräßze."

Er nahm sich vor, sie am nächsten Mittag zu fragen, warum sie nicht in der rechten Stimmung gewesen sei. Aber er kam nicht dazu, denn er erwartete sie vergebens am Ausgang der Handelsschule. Es kamen viele junge Damen heraus, aber Martha war nicht unter ihnen, und nach einer halben Stunde fruchtlosen Wartens mußte er wohl die Hoffnung auf ihr Erscheinen aufgeben. Er war von lebhafter Unruhe erfüllt, daß sie erkrankt sein könnte, und konnte kaum die Zeit für seinen Abendbesuch bei Fräulein Rudloff erwarten. Da aber fand

er Martha zu seiner großen Erleichterung rosig und in Gesundheit strahlend wie immer. Ja, es schien ihm sogar, als ob sie gerade heute ungewöhnlich heiter sei. Er konnte ja keine direkte Frage an sie richten, aber auf allerlei Umwegen suchte er doch herauszubringen, warum sie heute nicht in der Handelsschule gewesen sei, und es setzte ihn nicht ganz wenig in Erstaunen, als sie mit der harmlosesten Miene von der Welt eine kleine, lustige Geschichte erzählte, die gerade heute vormittag unter ihren Mitschülerinnen passiert sein sollte.

Als Fräulein Rudloff gleich danach abgerufen wurde, ein Ruf, dem sie nur widerwillig Folge leistete, trat er auf Martha zu und fragte leise: "Warum sagen Sie nicht die Wahrheit? Ich weiß doch, daß Sie nicht in der Handelsschule gewesen sind, denn ich habe vor der Tür vergebens auf Sie gewartet."

Sie war rot geworden, daß es ihm leid tat, sie auf der gewiß sehr unschuldigen Lüge ertappt zu haben, aber nach einigen Sekunden er schien wieder das reizendste, kindliche Lächeln auf ihrem Gesicht.

"Berraten Sie mich nur um das Himmels willen nicht an Fräulein Rudloff! Ich habe es nämlich heute in der Tat vorgezogen spazieren zu gehen. Und ich konnte doch auch nicht wissen, daß Sie auf mich warten würden. Sagten Sie nicht gestern, es sei bloß ein Zufall gewesen?"

"Ja, das sagte ich — aber es war auch eine Lüge."

Sie schlug die Augen nieder. "Und morgen?"

Alle Pforten des Himmels taten sich vor ihm auf.

"Morgen werde ich wieder da sein. Darf ich hoffen, Sie zu finden?" — "Ja."

Die Tür knarrte schon wieder, und noch mit demselben Atem, mit dem sie ihr verschämtes "ja" gehaucht hatte, sagte Martha: "Ich danke für die Belehrung, Herr Doktor! Es ist wahrhaftig rührend, wieviel Geduld Sie mit meiner Unwissenheit haben."

Daß sie gar so geschickt war in der Kunst, Unbefangenheit zu erheucheln, berührte ihn für einen Moment peinlich, aber dann schalt er sich im stillen einen undankbaren Pedanten, denn sie hatte es doch nur um seinetwillen getan und er war darum wahrhaftig der allerletzte, der ein Recht gehabt hätte, ihr deshalb zu zürnen.

Die Begegnung am nächsten Mittag aber hatte nun natürlich einen ganz anderen Charakter wie die vorgestrige. Diesmal war es ja ein richtiges, verabredetes Stelldichlein und Martha schien das auch mit voller Deutlichkeit zu empfinden, denn sie war anfänglich sehr verlegen und wagte kaum ein einziges Mal, die Augen zu ihm zu erheben.

Diethelm aber hatte sie niemals liebender gefunden, als in dieser holden Verwirrung, und je öfter er das feine Profil, den kleinen, kirschroten Mund und die langen, schwarzen Wimpern, die so zarte Schatten auf die weichen Wangen warfen, von der Seite ansah, desto kühner wuchs ihm der Mut.

Er blieb nicht auf dem kürzesten Wege, der sie ihrem Ziele geführt hätte, sondern er bog nach dem Tiergarten hin ab und Martha folgte ihm ohne Einwendung, bis sie am Rande des Parkes plötzlich inne zu werden schien, daß sie etwas Unrechtes getan habe.

"Mein Gott, wo sind wir denn?" fragte sie erschrocken.

"Ich habe gar nicht darauf geachtet, wohin Sie mich führten."

"Und Sie würden sich meiner Führung ebenso sorglos auch anvertrauen auf einem anderen, längeren Wege?"

"Ich weiß nicht, was für einen Weg Sie meinen, Herr Doktor."

Die gesenkten Lider und die purpurnen Rosen auf ihren Wangen strafen ihre Worte Lügen. Und daß weit und breit kein Mensch zu sehen war, machte ihn, den Schlichtern, über alle Maßen verwegen.

"Doch — Sie wissen es, Martha — Sie müssen es doch längst gesehen haben, wie unbändig lieb ich Sie habe."

"O —"

"Zürnen Sie mir darum? Werden Sie von nun an weniger freundlich gegen mich sein als bisher?"

Sie schüttelte stumm den Kopf.

"Martha, mein Liebi!" jubelte er. "Ist das Deine Antwort? Auch Du bist mir ein klein wenig gut?"

Er sah wohl, wie sich, ihr Güschen ein wenig nach vorn neigte, aber das war ihm nicht Bejahung genug. Und ungeachtet immer wiederholte er seine Frage. Da hob sie das Haupt und sah ihm mit einem strahlenden Lächeln voll ins Gesicht.

"Ja."

"Willst Du auch meine Frau werden?"

"Ach, das ist ja nicht Ihr Ernst."

(Fortsetzung folgt.)

Das Perspektivl.

Skizze aus Deutschtirol von Silda Rovinelli.

(Nachdruck verboten.)

„Ah, war nit schlecht, gar nach unserm deutschen Landl tat sie's gelüsten, dö Kachelmacher, wie sagt'st, Postinger? Simmisakra überanand!“ Der dicke Gamsenwirt ballte wut-schnaubend die Fäuste und schüttelte sie unter gotteslästerlichen Flüchen auf die übermütigen Welschen. Der alte Postbote schob das geleerte Gläschen Kirschegeist von sich und klopfte dem aufgeregten Mann beruhigend auf die Achsel.

„Nit so gach, Gamsenwirt, fischst könnt di vor lauter Gall und Gift 's Schlagl treffen. Und war jeh decht schad um a Mannsleut, was no an Stutzen halten kann. Den welschen Faden werden wir den Glust auf unser Landl mit Büchz und Kolben geschwind austreiben. Unser Landl werd nit verwelscht, in alle Ewigkeit nit. Da fahst sie nix.“

Die übrigen Anwesenden gaben in lebhaft bekräftigenden Ausdrücken ihren Beifall zu erkennen. Ein alter Bauer mit eisgrauem Bart über dem ledernen Brustschild schlug mit seinem Maßkrug nachdrücklich auf den Tisch und die bergblauen Augen in dem kantigen Schädel blitzten schier jugendlich vor vaterländischer Begeisterung.

„Wir lassen uns nit verwelschen, und wann Bluet rinnen müßt, so hoch und wild wie d' Bergwasser im Frühjahr und so roat wie's Zuckerhütl in der Abendglüh. Sell sag i. Und müßt aa der letzte Wühl und der jüngste Bua ausruken. I geh aa mit die Schützen mit. Ob i aa bereits an d' siebzig bin, wo mei Kugele hinschnökt, da isch dir aa schon a welscher Fack hin und verreckt.“

„Nachher giahn wir mitnand, Ragillerahnl,“ rief der Wirt und klopfte sich den Wanst, „dös bissele Wampen tut mit nit abhalten, dieweil 's Kriagsleben eh d' beschte Entsetzungskur isch. Muß halt d' Wabi derweil 's Geschäft führen, gell Alte?“

Die Wirtin, eine gleichfalls gutgespickte, behäbige Person mit einem kleinen Kröpfel unter dem schwarzsamtenen Halsband nickte zustimmend.

„Freila müßt giahn, Alter. Tat mi ja frei schamen, wann von unserm Haus foans nit mitgiahn tat, unsere Buben sein ja lang no a' jung.“

„Meinst lei, i bleib zuck, Muetter,“ schrie's da unerwartet zum Fenster herein, und gleich darauf sprang ein ungefähr sechzehnjähriger Bub frisch wie ein sprudelnder Gletscherbach, in die rauchige Stube. „I und 's Schneider-tonele und 's Bindermeichele und 's Schulmoasterwaschl und no a Haufen Buben, wir giahn uns alle zum silbernen Adler melden. Laßt's uns nit freiwillig mit, so giahn wir ent durch. Gellauf!“

Der Bub klatschte sich ausgelassen die lederbehosten Schenkel und die eisenbeschlagenen Schuhsohlen.

Der alte Postinger fuhr sich gerührt mit der schwarzbraunen Taze über die buschigen Wimpern.

„Wann dös nur unfer gueter Kaiser sechen könnt, dö helle Kriagslust von seine Tirolerbuben, sell tat a lichte Freud sein für sein sorgenschwars Herz.“

„Und dö von uns Tirolerahnln dazua,“ fügte der Ragillerahnl bei.

Der Postinger seufzte plötzlich.

„I han halt soviel an Angst, daß i am End toan find, der statt meiner 'n Postinger machen tat, auf daß aa mit die Standschützen ausruken kunnt!“

Der andere nickte und schmunzelte wohlgefällig in seinen eisgrauen Bart.

„Sell werd freila schwarz halten, will a jeds selber giahn.“

„Wann der Führerjörgel wianigstens d' Köffer a' regieren vermöcht.“ Der Postinger lenkte seine kleinen Neuglein mit kummervollen Blicken auf den zusammengekauerten, an Armen und Beinen arg verkrüppelten Mann, der als hartnäckig stummer Zuhörer in dem lebhaft erregten Kreise saß.

Jetzt hob er den Kopf, ein scharfgeschnittenes, kühn-nasiges Gesicht, aber mit tiefen schmerzlichen Furchen um den blondbürtigen Mund. In den umschatteten hellblauen Augen wetterleuchtete es.

„Meints, i bliebet dahoam, wann i Hand und Fuß nur halbwegs brauchen kunnt,“ fuhr er auf. „Sakradibüx, nachher müßt i mir was gescheiters als enkere Köffer kutschieren.“ Eine Blut von Verwünschungen brach mit elementarer Gewalt aus der verbitterten Brust des ehemaligen Bergführers.

„Versluacht söllen sie sein die Doktor, dösell mi zu eim Krüppel furirt haben, dazumal vor neun Jahr, wie i vom Zuckerhütl oerkugelt bin. Sätten sie mi decht in Fried versterben lassen, nachher brauchet i jeh nit in meim Elend dahocken, wo unser Landl in Not und Gefahr isch.“

Er warf die Beche hin und hinkte zur Tür hinaus — es duldete ihn nicht länger unter den beneidenswert Glücklichen, die ausziehen durften, für Kaiser und Heimat zu kämpfen. Unter schweren Seufzern klapperte er mit dem Stützstock über die Landstraße, seiner schräg gegenüberliegenden Behausung zu. Eine Bäuerin mit einem Korbe Grünfutter auf dem Rücken kam ihm entgegen und schaute ihn aus ihrer gebückten Haltung mit klugen Augen forschend an.

„Guaten Namittag, Jörgel, tut lei der Franzl, dei Schwesterkind, einruden? Schleicht ja daher mit eim Armenjündergesicht, völlig zum Verbarmen?“

Der Bergführer knurrte etwas Unverständliches.

„So tröst di halt unser Herrgott,“ bemerkte die Bäuerin, mißverstehend. „Und mi aa. Hab sechs Buben und mein Alten im Kriag, und der siebente Bua, der Seppl, laßt mi jeh aa foan Fried mehr, i sollt'n ziachen lassen.“ Sie seufzte. „S' isch wolter hart für a Muetterherz, soviel lebfrische Buben! Aber was willst toan? Mußt 's halt in Gottsnam ziachen lassen, 'm Heimatland derf oans nix verwehren.“

Mit weher Seele trat der Führerjörgel in das Gemeindehaus ein, wo er bei freiem Quartier mit einer kleinen Pension sein erbärmliches Krüppelbassin fristete. Langsam klonn er die dunkle Treppe zu seiner Stiebelkammer empor. Aus der offenen Tür der verträucherten Küche unten klang das lebhaft vergnügte „Dischputieren“ der Armenhäusler an sein Ohr.

„Und i tu unserm Landl mei silberne Uhr opfern, weil i decht nit mittoan kann. Bislang hab i lieber Hunger und Durst gelitten, als daß i sie verkauft hätt, aber jeh gilt's d' Rettung von unserm Landl. — Mei leht Stündl werd i aa ohni Dösell nit verpassen,“ rief eben eine dünne Greisenstimme begeistert. Eine zweite fiel ihr jauchzenden Tones ins Wort.

„Und i gib d' silbernen Trachthalsketten von meiner Alten selig!“

Mühselig tappte der Jörg weiter und seine Blicke bohrten sich in müder Verzweiflung in das Dämmerdunkel des Treppenganges.

„Als hat sein Scherlein a' opfern. D' oan Kraft und Leben, d' andern ihre Buben und sogar d' Armenhäusler toan ihr Bisl auf 'n Opferaltar legen. Alle toan jeh grad nur geben und geben, bis auf mi. Grad nur i hab nix zum opfern. Mei Uhr isch si foa zwei Gulden wert und bleibt obendrein alle paar Stund stahn. Und was hätt i fisch a' geben? Der einzig sein, der nix hergeit?“

Da hielt er mit einem Ruck an, denn wie ein Blitzstrahl war es durch das trostlose Dunkel seiner Seele gefahren.

Das Perspektivl!

Das Herz begann ihm plötzlich ungestüm, schmerzhaft, gegen die Rippen zu pochen. Eine heiße Blutwelle froch ihm in die ausgehöhlten Wangen, der Atem versagte ihm schier.

„Freila geb i 's her, mei Perspektivl,“ sagte er laut zu sich selbst, klar und bestimmt, als wollte er mögliche Gegen-erregungen im vorhinein ersticken.

Dann stieg er hastig vollends hinan. Schweratmend trat er in die dumpfe Kammer und lehnte den Stock in den Türwinkel. Sierauf holte er aus der verschwärteten Truhe ein Fernrohr hervor und streichelte das blasse Ding fieberhaft zärtlich mit der unbeholfenen, didgeäderten Hand. Das „Perspektivl“ war das liebste, was der Führerjörgel hatte. Die Erinnerung, ja mehr noch, ein Stück der fernen, seltsamen Führerzeit. Mit der scharfen Linse ging er tagtäglich die schimmerndweißen Felsensteige und die jähen Eiswände ab, die er seinerzeit bestiegen, und war wehmütig glücklich, wenn er ein oder mehrere Krabbelwesen in dem Gewände entdeckte. Mit gespanntester Aufmerksamkeit und halblauten Ausrufen der Zustimmung oder Mißbilligung verfolgte er mit angehaltenem Atem jede Bewegung der Kletterer da oben und lebte sich so in sie hinein, daß es ihm nachher schier vorkam, als sei er tatsächlich selber droben ge-



Viehtransport für eine österreichische Division.

Rel

Die
harten
vollen
Görzer
Regime
folgte
Podgor
jubring
sonsten
Der Ro
gleichfo
schlich
terie No
lign. 3
neille
schlagen

Un
Ranten
ben sind
lich von
tuna ge
Der

Der

ferer O
werten
sürglich
Gebirg
schlosse
freier
Reich,
heft w
Runde
dem O
sen stel
Herrei
An
bien b
Abschl
nicht h
ruhe w
ben fie
alten I
Drenas
Schritte
setzte d
ju der
ward b
des Ge
Bazias
baren
hoch a
An
bündet
che An

wesen. An einem solchen Tage war er dann ganz heiter und aufgeräumt. Das Perspektiv war noch der einzige Trost in seinem armseligen Krüppeldasein. Auch jetzt richtete er das geliebte Glas auf das Zuderhüttl, das seine eisbläuliche Pyramide in kristallener Klarheit aus dem Zuckergewoge der Nachbarferner in den strahlendblauen Himmel hinein hob. Haarscharf trat jede Aenderung des Gesteins, jede Wandfalte und eine Menge blaueklüftiger Gletscherschluchten hinter der Linse zutage.

Ja, sein Perspektiv, das war halt ein Glas! Wer das bekam, der konnte sich billig ins Häufchen lachen. So einen feinen Ferngucker haben nicht alle Offiziere, die Goldfrageten vielleicht, die Minderen aber gewiß nicht. Und wenn er nun sein Perspektiv einem solchen zukommen ließ, da war's leicht möglich, daß der damit eines Tages den lauernden Feind entdeckte, den er ohne das Perspektiv nicht bemerkt hätte, und das wäre dann sein, des frühlingshaften Führerjörgels, Verdienst. Es wurde ihm ganz gehoben zumute bei dieser Vorstellung. Gleich heute abend noch wollte er mit dem Perspektiv zum Gemeindevorsteher gehen. Eine wehmütige Abschiedsstimmung begann sich seiner zu bemächtigen. Nie mehr würde er also in liebgewordener, altgewohnter Weise da oben auf den schwindelnden Pfaden umher wandern können! Mit freiem Auge war's nicht das richtige, da sah man alles nur ganz im Groben, und überdies hatte sein Sehvermögen unter dem Absturz damals gelitten. Lange, lange währte der letzte Ausflug, den der ehemalige Bergführer mit dem Fernrohr abschiednehmend in die

wohlbekannte, vielgeliebte Bergwelt unternahm. Es schien ihm, sie habe nie so wunderbar, zum Greifen nahe, vor seinem Auge gelegen, schier jedes Steinchen konnte man heute unterscheiden; er vermochte sich gar nicht von ihr loszureißen, bis ihm mit einem Male die Glaslinse trüb wurde und alles in einem schmutzigen Grau durcheinander schwamm . . .

Mit sich selbst zürnend, rieb er das Glas sorgsam mit dem Hirschlederlappen.

„Scham di, Jörg, als ob d' nit a' tot froh warst, daß du decht ebbs zum Niederlegen auf 'm Vaterlandsaltar hast.“

Als er das Fernrohr einschraubte, überkam ihn ein heftiger, fast unwiderstehlicher Trieb, noch einen allerletzten Ausguck auf die Berge zu halten. Aber er schüttelte hastig den Kopf.

„Na Zeit isch 's, daß i zum Vorsteher geh, jeh werd er grad beim Melken sein. Später isch er leicht nit mehr dahoa.“

Er zog seine Sonntagsjoppe an und steckte das Perspektiv resolut in die Tasche. Bevor er die Stube verließ, trat er nochmals ans Fenster, legte die hohlgewölbten Hände in Fernrohrform übereinander und guckte eine geraume Weile prüfend durch dieses Perspektiv. Dann nickte er grimmig tapfer.

„Jeh muß si 's halt aa aso toan!“

Darauf nahm der Führerjörgel den Stützstock aus dem Türwinkel und hinkte im Hochgefühl seines Gebertums nach dem Gemeindeamt.

Die Madonna mit den Perlen.

(Fortsetzung.)

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

„Wir haben . . .“ lautete die einstimmige Antwort von Eva und William, und interessiert kam nun auch Walter Rosen herbei. Der hatte sich des Morgens gleich nach dem Frühstück ebenfalls eifrig an der Suche beteiligt. Als dann aber Stunde um Stunde verronnen war, und als man bei allem Suchen nichts anderes entdeckte, als drei recht minderwertige Porträts aus der Rokokozeit und daneben wertloses Gerümpel, da hatte er sich schnell enttäuscht wieder in sein Studierzimmer zurückgezogen. Aber rechte Ruhe fand er doch nicht wieder und stand jetzt voller Spannung vor dem gefundenen Gemälde. Soweit es der Staub erkennen ließ, stellte das einen schwedischen Seerführer dar. Es war in der pomphaften Art jener Zeit ausgeführt. Ein Mann mit Brustharnisch und Armschienen, ein blaues Ordensband über dem Harnisch und den Kommandostab in der Rechten. Eine eiserne Sturmhaube bedeckte das Haupt und ließ die langen natürlichen Locken wohl erkennen. Der schwedische Knebelbart paßte zum ganzen. Den Hintergrund bildeten schwere rostrote Vorhänge, die wohl zu einem Lagerzelt gehören konnten. Das alles ließ sich bereits erkennen, nachdem die größte Staubschicht beim Transport des Bildes abgefallen war.

„Die Madonna mit den Perlen ist es aber nicht,“ sagte Walter Rosen enttäuscht, nachdem er alles genau besehen hatte.

„No, Sir Walter, die Madonna ist es in der Tat nicht!“ lachte William. „Einen alten Schweden kann ich auch noch von der gnadenreichen Jungfrau unterscheiden. Aber es ist immerhin etwas. Was, — das werden wir später sehen. Du gestattest wohl, daß ich unsere Ausbeute, im ganzen vier Bilder, in Dein Atelier bringe. Ich werde erst mich selber säubern und dann auch den alten Schartecken meine Kunst der Reinigung und eventuellen Restaurierung zugute kommen lassen.“

Es war am Tage vor Heiligabend. Walter Rosen und sein Bruder befanden sich beide in dem Atelier, welches so viele Jahre hindurch leer und zwecklos dagestanden hatte.

„Was haben wir nun erreicht,“ seufzte Walter Rosen mißmutig. „Wir haben das ganze Haus abgesucht und nichts gefunden.“

William Rose ließ sich bequem auf einem niedrigen Malstisch nieder.

„Erreicht, Walter, erreicht . . . well! Zunächst einmal haben wir in Deinem Atelier gehörig Ordnung gemacht und Staub gewischt. Das ist immerhin schon etwas.“

„Du machst Deine Scherze, wo sie höchst überflüssig sind,“

rief der Ältere. „Aber mir ist bei der Geschichte weiß Gott nicht zum Lachen zumute.“

„Aber mir beinahe, Walter! Wenn ich Dich so reden höre. Was hast Du eben gesagt? Wir hätten das ganze Haus schon durchsucht? Hast Du eine Ahnung, my boy! So leicht findet man die Trüffeln nicht. Vorläufig haben wir erst einmal oberflächlich nachgesehen, was in den Räumen ist. Das andere kommt später.“

„Ja, was denn noch? —“

„Was noch? Nun beispielsweise, was etwa in den Mauern stecken könnte. Die Arbeit werden wir nach dem Feste vornehmen.“

„Meinst Du wirklich, Wilhelm. Hast Du wirklich noch Hoffnungen?“ fragte Walter Rosen mit wiedererwachendem Interesse.

„Wer sich selber aufgibt, den geben die anderen erst recht auf — Walter! Das ist eine alte Geschichte. Im übrigen ist die Ausbeute doch gar nicht so schlecht. Wir haben immerhin vier alte Bilder entdeckt, mit denen sich einiges machen läßt.“

Walter Rosen sah seinen Bruder verwundert an.

„Sage mal, Wilhelm, Du wirst doch wohl selbst einsehen, daß diese alten Dinger kaum die Leinwand wert sind, auf der sie stehen.“

William Rose stopfte sich mit großer Gemütlichkeit seine Schaggeisse.

„Weißt Du, Walter,“ begann er dann mit behaglicher Gelassenheit. „Du mußt Dir doch gewisse Geschäftsgrundsätze zu eigen machen. Es kommt doch hier wirklich absolut nicht darauf an, was ich von den Bildern habe, sondern auf das, was einige kunstverständige Gentlemen in Chicago und Orlahoma und Omaha und sonstwo davon denken.“

„Diese Philosophie ist mir zu hoch,“ knurrte Walter Rosen.

„Um so notwendiger ist es, daß Du Dich mit ihr vertraut machst. Sieh mal zum Beispiel das Bild da rechts. Eine nette Dame aus der Rokokozeit in den besten Jahren. Ein bißchen zu üppig nach meinem Geschmack, aber sonst wirklich ganz nett.“

„Na ja doch,“ fiel der andere ungeduldig ein. „Aber solche Dinger kann man bei jedem Althändler für zehn Taler erstehen.“

„Kann man, Walter, kann man zweifellos! Also hätten wir schon zehn Taler verdient, weil wir das Bild selber gefunden haben. Aber das ist nicht das richtige Geschäft.“

„Sondern was dann!“

„Sieh mal, Walter,“ fuhr William Rose in seiner Erklärung fort, „Du glaubst gar nicht, was die reichen Schweine-“

Händler und Petroleumleute in den United States für ein tiefgründiges Verständnis für Ahnenkult und Heraldik besitzen. Was meinst Du, was jeder von der Gesellschaft beispielsweise für das Bild bezahlt, wenn er die feste Ueberzeugung hat, daß es das Porträt seiner Urgroßmutter ist." —

Walter Rosen sah seinen Bruder verständnislos an.

"Ich verstehe kein Wort von dem, was Du sagst."

"Die Sache ist doch so einfach," lachte William Rose. "Sieh mal, Urgroßmütter haben diese Yankee's doch sicherlich auch besessen. Viele sind sogar mit Feuereifer dabei, ihre etwas vermorschten Stammbäume zu rekonstruieren und lassen sich das viel Geld kosten. Wenn man nun diese Stammbäume, die nebenbei manchmal geradezu lächerlich unverschämte Zusammengelogen sind, kennt, wenn man außerdem eine Photographie des Mister Smith oder Miller besitzt, der gerade seine Urgroßmutter sucht, dann ist es doch ein Leichtes, solchen alten Porträts eine gewisse Ähnlichkeit mit Mister Miller zu verleihen. Einige alte Briefe finden sich dann auch irgendwo und wie zusammen, na und der Schluß ist, daß Mister Miller das Porträt seiner Urgroßmutter für teures Geld erwirbt." —

Walter Rosen war aufgesprungen und schritt erregt im Zimmer auf und nieder.

"Weißt Du, wie ich das nenne, Wilhelm," rief er mit erhobener Stimme. "Eine ganz infame und niederträchtige Fälschung nenne ich das."

William Rose lachte amüsiert.

"Walter, Du bist köstlich in Deinem Born. Wenn Du die Yankee's und ihren Spleen kennst, würdest Du anders urteilen. So ein Chicagoer Schweineschlächter sagt nicht etwa zu einem Genealogen: Stellen Sie mir meinen Stammbaum auf. Ich bewahre! Und wenn der Stammbaumsforscher etwa hinginge und ihm seinen richtigen Stammbaum aufstellte, in dem Ochsentreiber, entlaufene Soldaten, deportierte Frauen und sonst allerlei zweifelhaftes Volk sicherlich eine bedeutende Rolle spielen, so würde er den Gelehrten zum Teufel jagen und keinen Dollar für dessen ehrliche Arbeit ausgeben. Nein, mein Lieber, die Amerikaner wollen das anders haben. Wenn der Stammbaum überhaupt etwas wert sein soll, so muß er behaupten . . . ich sage nicht etwa „nachweisen“, sondern „behaupten“, daß einige der Vorfahren auf dem berühmten Pilgrimsschiff, der „Mayflower“, im Jahre 1620 in Virginien gelandet sind."

"Aber das ist doch offenkundiger Unsinn," rief Walter Rosen.

"Ist es schon Blödsinn, hat es doch Methode," zitierte William mit Gelassenheit. "Also wie schon gesagt, auf „Mayflower“ müssen einige Vorfahren die Ueberfahrt gemacht haben. Denn dadurch erwirbt der Bestammbaume die Zugehörigkeit zur amerikanischen Aristokratie. Wie der Gelehrte das macht, ist seine Sache. Dafür wird er anständig bezahlt."

Dabei hatte sich William erhoben und war näher an das Porträt des schwedischen Generals herangetreten. Liebkosend ließ er seine Blicke über die Figur gleiten.

"Ein famoser Pilgervater übrigens der alte Schwede. Könnte zu den hervorragendsten Passagieren der „Mayflower“ gehört haben. Ich denke, der alte Herr wird in Amerika eine gute Stelle erwischen."

Walter Rosen, dessen ehrlicher deutscher Sinn sich gegen diese Dinge auflehnte, war in heller Empörung.

"Ich verstehe nicht, Wilhelm, wie Du so frivol über diese Dinge reden kannst. Es gibt doch auch für den Gelehrten und Forscher das Gesetz der unbestechlichen Ehre."

"Walter, Du bist geradezu köstlich," lachte William Rose. "Also nun stecke mal Deine unbestechliche Ehre einen Moment in die Tasche und nimm an, ich wäre Mister Rudelmueller aus Chicago und Du wärst der Genealoge und hättest mir soeben acht Ahnen auf der „Mayflower“ nachgewiesen. Dann würde ich sagen, well Mister Rosen very well, hier ist ein Scheck über 80 000 Dollars." Ein Ahne auf der „Maidblume" wird gegenwärtig zu zehntausend Dollars gehandelt. Und nun, Mister Rosen, würde der ehrenwerte Mister Rudelmueller fortfahren: Sie wissen ja, daß es die latest fashion ist, von Christoph Columbus abzustammen. Wollen Sie bitte meinen Stammbaum nach dieser Richtung hin fortführen." . . .

"Höre auf, Wilhelm, das ist ja fürchterlich," rief Walter Rosen. "Mir schwindelt dabei. Wie soll denn das weitergehen?"

"Oh ganz einfach," lachte William. "Einige der reichsten New Yorker haben jetzt ihren Stammbaum schon glücklich bis auf den König Salomo zurückgeführt. Die Genealogen sind schwer reiche Leute bei der Arbeit geworden."

"Das ist ja hirnerbrannt," stöhnte Walter Rosen.

"Aber Tatsache, mein Lieber. Und nun wirst Du wohl begreifen, daß sich die Dinger da ganz vorteilhaft und nützlich in solchen Stammbäumen verwerten lassen." —

Walter Rosen grübelte eine Weile.

"Ja, sage mal, Wilhelm, ich habe solche Scherze bisweilen in den fliegenden Blättern gelesen. Die bekannte Geschichte vom frischgeadelten Kommerzienrat, der sich sofort eine Ahnengalerie zulegt. Nicht wahr, das ist ja ein ganz hübscher Scherz. Aber wir reden doch hier ernsthaft über ernsthafte Dinge. Du willst doch nicht im Ernste hingehen und diese Bilder irgendwie verfälschen und dann unter falschen Titeln verkaufen."

William Rose sah seinen Bruder vergnügt an.

"Aber ganz bestimmt will ich das, mein Lieber. Ich werde einmal mein Material durchsehen. Einige dieser wunderschönen Stammbäume habe ich ja in meinem Koffer, irgendwie wird da die Ahnenreihe irgendeines dieser eingebildeten Plutokraten sicher auch nach Thüringen und in diese Gegend hinreichen. Das Passende wählen wir und dann sollst Du einmal sehen. Einige wenige Pinselstriche mit einer schon vorher mit Ozon behandelten Farbe. Das gibt die gewünschte Ähnlichkeit und die Farbe macht durchaus den Eindruck, als ob sie schon 200 Jahre auf der Leinwand geessen hätte." —

Walter Rosen war empört aufgesprungen.

"Du scheinst Dir ja nette Grundsätze in Amerika zugelegt zu haben," rief er. "Ich sage Dir aber sehr offen und deutlich, daß ich an solchen Dingen kein Teil haben will. Du magst mich meinetwegen rückständig und unmodern schelten. Aber die Grenze zwischen ehrlich und unehrlich weiß ich Gott sei Dank noch zu ziehen."

William Rose betrachtete diesen Gefühlsausbruch seines Bruders mit einem Gemisch von Ueberraschung und Unbehagen. Der Amerikaner selber hatte ebenfalls sehr bestimmte Anschauungen über das, was erlaubt und unerlaubt sei, aber er zog die Grenze anders, als sein Bruder. Wenn er es mit einem verständigen gebildeten Menschen wie beispielsweise mit Mister Brown zu tun hatte, der die Kunst mit einiger Liebe und ziemlichem Verständnis pflegte, so galt auch für ihn der Grundsatz, reell und ehrlich zu bedienen, als eine Ehrenpflicht. Wenn er aber an einen dieser in gleicher Weise eingebildeten wie ungebildeten Snobs geriet, die da glatterdings Unmögliches verlangten, dann entwickelte William Rose freilich ein so weites Gewissen, daß jeder Spekulant ihn darum beneiden konnte. Dann sagte sich der Kunsthändler, daß der Auftraggeber es nicht besser verdiene und daß die beste Revanche für die Unverschämtheit, die überhaupt in solchen Aufträgen lag, die wirkliche Beschaffung des Verlangten sei.

Aber jetzt hatte William Rose den Eindruck, daß sein Bruder für eine derartige monumentale Auffassung von geschäftlichen Dingen noch nicht ganz reif sei und er beschloß, die Dinge vorläufig nicht weiter zu treiben.

"Ahal Walter," erwiderte er daher ausweichend, "rege Dich doch vorläufig um diese Dinge nicht auf. Noch ist es ja nicht so weit. Morgen ist Heiligabend. Da wollen wir ein vergnügtes deutsches Weihnachtsfest begehen und nach dem Feste werden wir weiter suchen. Finden wir „die Madonna mit den Perlen“, dann brauchen wir uns überhaupt keine Sorgen mehr zu machen."

Auf der großen Diele von Schloß Kranichstein war eine schöne frische Schwarzanne aufgepflanzt. Der Baum war eben erst aus dem Walde gekommen. Sofort nach der Frühstückstafel hatte ein Waldbesitzer ihn angebracht, in das Fußbankkreuz geschlagen und aufgestellt.

Nun stand er da und erfüllte den großen angenehmen durchwärmten Raum mit einem leichten Duft von Harz und Waldduft. Der Esstisch war abgeräumt und aus allerlei Schränken und Truhen brachte Eva Rosen mannigfache Pappkartons und Schachteln angeschleppt.

William Rose stand neben dem Tisch und betrachtete abwechselnd den grünen Waldbaum und das von der Arbeit und Erregung leicht gerötete Gesicht seiner Nichte. Eine Flut von Gedanken ging ihm durch den Kopf. Er dachte an die alte Zeit zurück, da er hier als Knabe so manches Weihnachten gefeiert hatte. Da besorgte seine verstorbene Mutter das Ausputzen des Baumes selber unter Assistenz einer zahlreichen Dienerschaft.

(Fortsetzung folgt.)

